# ufsteiger aus dem Osten

Lars Dittrich war 15 Jahre alt, als die Mauer fiel. Heute ist er Multi-Unternehmer. Und kritisiert, was aus der Einheit geworden ist.

*Vo Betti a Weigu y*

Der Unternehmer Lars Dittrich, 49, macht sich Sorgen um Deutschland: „Wo wollen wir hin als Land? Wo ist unser Kompass?“
Foto ndreas Pein

Lars Dittrich wurde der Kapitalismus nicht in die Wiege gelegt. „Der Mauerfall hat mich mit 15 Jahren direkt hineinkatapultiert“, sagt der Mann, den man heute auch als „Musterkapitalisten aus Ostdeutschland“ bezeichnen könnte. Denn für den Schüler war das damals der Startpunkt einer Bilderbuchkarriere, wie man sie im Osten nicht allzu häufig findet.

Die Wiedervereinigung hat Dittrich zu einem wohlhabenden Unternehmer gemacht. ber er hat in den vergangenen 33 Jahren auch viele um sich herum kämpfen und scheitern sehen. Ihn treiben deshalb heute viele Dinge um, erzählt er bei einem Treffen am Gendarmenmarkt in Berlin: die festgefahrene Ost-West-Denke, die hochnäsigen Kommentare aus dem Westen über den Ostdeutschen, den dummen fD-Wähler. Und die gewaltigen Probleme, die das Land dringend lösen müsse. „Wir müssen uns neu finden“, sagt der Unternehmer. „Sonst verlieren wir den globalen nschluss. Ost-West, das ist vor diesem Hintergrund doch nur eine regionale Banalität.“

Über diese aber wird wieder heftig debattiert. 33 Jahre nach der Wiedervereinigung führen Bücher über den Osten die Bestsellerlisten an. Politiker aller Couleur suchen hilflos Lösungen und Erklärungen für die fD-Erfolge.

Zeit für ein Resümee aus ostdeutscher Sicht. Dittrichs Erinnerung an die Wendezeit ist wild. „Wir sind eingestiegen in eine chterbahn, alles rauchte und blinkte, aber keiner wusste, wo es hingeht.“ ls die Mauer fiel, lebte er in Hennigsdorf bei Berlin und steckte mitten in der Pubertät. Vor ihm lagen der Schulabschluss in der DDR und danach drei Jahre Militärdienst. „Das war Voraussetzung für einen Studienplatz.“ ber dann war für ihn und 20 Millionen Ostdeutsche das gewohnte Leben plötzlich vorbei. „ lle Gewissheiten waren über Nacht weg, meine Heimat gab es nicht mehr.“

Mit dem Kapitalismus kam Dittrich sofort klar. „Der hatte das Unternehmer-Gen in sich“, erinnert sich sein Schulfreund Sebastian Kühn. Bereits als Schüler hat Dittrich Parfüms und Deos an die Mütter der Klassenkameraden vertickt, ist von Haus zu Haus gegangen. „Der wusste, wie man es anstellt, Geld zu machen.“ Während Kühn und die anderen fürs bitur lernten, beschäftigte Dittrich sich längst mit dem Leben danach.

Zusammen mit seinem Freund lexander Grella ergriff Dittrich die nächstbeste Gelegenheit. „Mobilfunk war ein Riesending damals“, erzählt er. Nach Dittrichs bitur gründeten sie die „dug telecom ag“. Sie wurden die größten Mobilfunkhändler im Osten. Im Jahr 2006 zählte ihre Ladenkette 400 Filialen und 2500 Mitarbeiter. Zu klein, um mit den Großen mithalten zu können; zu groß, um es so laufen zu lassen. lso fädelten sie einen Deal ein: Über einen Investor verkauften sie die Kette an Debitel – mit nfang 30. ngeblich für einen dreistelligen Millionenbetrag. Dittrich schweigt bis heute über den Kaufpreis. Das Thema ist ihm sichtlich unangenehm. Er windet sich in dem plüschigen Barsessel, in dem er bei unserem Treffen fast verschwindet.

Dittrich ist klein, schlank, ein ruhiger Mensch, Ende 40, der gut zuhören kann. Er trägt nzug. Kurzes Haar, offener Blick. Seit dem Verkauf seines Mobilfunk-Unternehmens ist er alles in einem – Unternehmer, Investor, Berater, Mäzen. Stets auf der Suche nach neuen Ideen, ob Kunst, Keramik oder Film, Bauernhof oder Fleischerei. Meist haben seine Unternehmungen einen Ost-Bezug, auch wenn er die Einteilung in Ost und West nicht mehr hören mag. „Die Kindheit in der DDR hat mich geprägt, aber die meiste Zeit meines Lebens habe ich doch in der Bundesrepublik verbracht.“

Wenn ihn ein Investment interessiert, dann bleibt er. Und ihn interessiert viel. Kultur zum Beispiel. 2016 gründet er in Berlin eine Galerie. „Dittrich und Schlechtriem“ heißt sie heute. Einer seiner ersten Künstler war ndreas Mühe, der Fotograf, der die Kanzlerin so oft fotografiert hat, dass er inoffiziell als „Kanzlerfotograf“ betitelt wurde. us der Geschäftsbeziehung wurde eine Freundschaft. „Lars hat mich groß gemacht“, sagt der erfolgreiche Fotograf heute. Mühe wiederum machte Dittrich mit Filmleuten bekannt. Dittrich war begeistert und gründete die Produktionsgesellschaft Mythos Film. Sie koproduzierte die Hitler-Persiflage „Er ist wieder da“ und später „Der Fall Collini“.

Plötzlich war der Handyverkäufer aus Hennigsdorf ein gefeierter Filmproduzent und Bambi-Gewinner. Er ging über rote Teppiche. Doch es zog ihn schnell weiter. Er wurde Mitgesellschafter der traditionsreichen Keramikmanufaktur Hedwig Bollhagen, Ostdeutschen auch als „HB Werkstätten“ ein Begriff. 60 Jahre lang hatte die Keramikerin in einem Backsteingebäude in Marwitz nordwestlich von Berlin zerbrechliche Teeservice, Teller, Tassen und Vasen gefertigt. Nach ihrem Tod landete die Werkstätte nach einigen Wirren schließlich bei Dittrich. „Wir machen die Manufaktur fit für die Zukunft“, sagt er.

uch bei seinem Schulfreund Kühn hat er kürzlich einen Einstieg erwogen. Viele Stunden haben die beiden diskutiert, was man machen könnte, um die „Eberswalder Würstchen“ zu retten. Es kam nicht zu einer Kooperation, am Ende verkaufte Kühn den Fleischerei-und-Wurst-Betrieb Eberswalde an Tönnies. „Wir brauchten einen Branchenkenner“, erzählt Kühn, der als angestellter Geschäftsführer das Tönnies-Unternehmen leitet. „Die Gespräche mit Dittrich haben mir sehr geholfen. Er kennt die Situation ja.“

uch Dittrich hat nach dem Verkauf im Jahr 2006 noch drei Jahre für den Stuttgarter Debitel-Konzern gearbeitet. Im Vorstand waren ein Deutschfranzose aus Paris, ein Schweizer, ein Physiker von McKinsey – und Dittrich, der Ostler von der polytechnischen Oberschule. „Das hat nicht funktioniert.“ Dittrich blieb der bunte Vogel, der ußenseiter. Schließlich hatte er keinerlei Konzernerfahrung. Nicht einmal ein Studium.

Dittrich hätte gerne studiert, schrieb sich auch für BWL ein, aber dann blieb keine Zeit. Die Handykette forderte vollen Einsatz. „Obwohl ich es meinen Eltern versprochen hatte.“ Irgendwann bekam er von der IHK einen usbildungsschein. „Damit konnte ich zu meinen Eltern gehen und sagen: Schaut, ich trage Verantwortung, ich darf junge Menschen ausbilden. Ich kann nicht mehr studieren.“

Seine Eltern hatten genug mit sich zu tun. Sie waren nfang 40, als die Mauer fiel. Hatten Kinder. „Die mussten raus aus ihrer Comfort Zone, sich beruflich neu orientieren“, sagt Dittrich.

Für Dittrich ist das ein großes Thema. „Die ganze Elterngeneration musste sich reflexartig zurücknehmen: die Familien absichern in den Wirren des Umbruchs. In der fremden Gesellschaftsform zurechtkommen. Bausparverträge verstehen. Und das alles in einem System, das ihnen übergestülpt wurde. Sogar die Bürgermeister kamen aus dem Westen.“ Die meisten hätten das irgendwie geschafft, sagt er. Seine Eltern waren Ingenieure. Der Vater arbeitete im Stahlwerk Hennigsdorf, die Mutter in einem Walzwerk. Das Stahlwerk wurde von Krupp übernommen. „Mein Vater hat es erst demontiert und dann im Ruhrgebiet wieder aufgebaut.“ Von da an pendelte er.

Bei anderen lief es weniger glatt. Sie sind heute 70, 80 Jahre alt und müssen Flaschen sammeln, weil sie nicht hinkommen mit dem Geld. „Die waren früher in der DDR Kindergärtnerin oder Koch.“ Dittrich fehlt „die gesellschaftliche Würdigung der Leistung dieser Generation“. Während die Älteren versuchten, zu Hause das Schiff durch den Sturm zu steuern, hätten sie die Jungen ermutigt, in die Welt zu ziehen. „Davon haben wir Jungen profitiert.“

Trotzdem sind Ostdeutsche bis heute unterrepräsentiert in den Chefetagen. Im Jahr 2022 waren nur zwölf Prozent der Führungspositionen laut „Eliten-Monitor“ mit Ostdeutschen besetzt. In den Medien saßen acht Prozent Ostdeutsche in den Chefetagen, in der Justiz ganze zwei. Bei einem Bevölkerungsanteil von 20 Prozent. Von einer Quote hält Dittrich nichts. Das stigmatisiere nur. „Wir brauchen keine Ostquote und vor allem keinen Ostbeauftragten.“ Dass es für seine Herkunft eine solche Position mit Büro in Berlin gibt, findet er befremdlich. „Es gibt ja auch keinen Bayern-Beauftragten.“

In Berlin arbeiten 40 Leute für ihn. Sie prüfen, ob sich aus seinen weit gestreuten Ideen ein solides Geschäft entwickeln lässt. Ihn selbst findet man selten dort im Büro. Derzeit fährt er häufig raus nach Brandenburg zu seinem neusten nschauungsobjekt: einem landwirtschaftlichen Betrieb, der nach 40 Jahren die Milchproduktion eingestellt hat, weil sie sich nicht mehr lohnt. Jetzt stehen die Ställe leer, auf den Feldern wächst Futtermais, und Dittrich sucht mit den ehemaligen Milchbauern nach einer Lösung für den Hof. Gibt es eine Perspektive zwischen Futtermittelproduktion, Getreideanbau und $CO_2$-Zertifikaten? Rechnen sich bewegliche Solarpaneele, zwischen denen ein Mähdrescher fahren kann, um Schattengewächse zu ernten? Oder nimmt man die EU-Subventionen?

„Es ist verhext: Die wirtschaftlich erträglichste Lösung wäre, alles brachliegen zu lassen und EU-Gelder zu kassieren“, zürnt Dittrich. Da ist er mitten in seinem Lieblingsthema. Der Unternehmer macht sich Sorgen um den Standort Deutschland. In der Politik vermisst er einen klaren Kurs. „Wo wollen wir hin als Land? Wo ist unser Kompass?“

Die derzeitigen Umwälzungen sind aus seiner Sicht vergleichbar mit denen von 1989. „Damals hieß es: Hast du einen usreiseantrag gestellt oder nicht? Heute fragt man: Wählst du fD oder nicht?“ Gerade erst ist die fD in Umfragewerten in Baden-Württemberg auf 20 Prozent gestiegen. „Das macht mir ngst“, sagt Dittrich.

n der mpelkoalition aus SPD, FDP und Grünen lässt er kein gutes Haar. „Die nehmen das Thema innere Sicherheit nicht ernst. Sie haben kein Einwanderungskonzept“, sagt er und zitiert Gerhard Schröder. „Migration entsteht am Fließband“, habe dieser mal gesagt. „Dahin müssen wir zurück. Dann hat sich die fD schnell erübrigt.“ Geradezu in Rage redet Dittrich sich, wenn es um die utoindustrie geht, ohne dass er da investiert wäre. „Wir machen sie kaputt durch Überregulierung. Durch politische Forderungen, die nicht wettbewerbsfähig sind. Durch feste Elektroquoten.“ Das entspreche nicht seinem Demokratieverständnis, fügt er süffisant hinzu. Deshalb seien auch die Umfragewerte der fD so hoch. „Und zwar nicht nur im Osten, sondern überall da, wo Wirtschaftszweige wegbrechen.“

Und wie soll die moderne Landwirtschaft aussehen, wenn Milchbetriebe die Kühe abschaffen? Das widerspricht laut Dittrich dem Prinzip der Nachhaltigkeit, der Regionalität. „Das sind doch grüne Themen. Warum tun die nichts?“

Er klingt genau wie die Menschen in den Romanen von Juli Zeh. Nur dass der Hof in Brandenburg Realität ist, keine Fiktion. Was aus seinem usflug in die Landwirtschaft wird, weiß Dittrich noch nicht. Vielleicht finden sie eine Lösung, dann investiert er. Vielleicht auch nicht.

In seinem Büro hängt ein Kunstwerk des Berliner Künstlers Ruby nemic, „You have nothing“ steht darauf. „Das ist eine Metapher für Demut. Was heute ist, muss morgen nicht mehr sein.“ Für ihn ist das auch eine tägliche Mahnung: Machst du das Richtige?

Neben den Landwirten trifft er sich wieder viel mit Filmleuten. „Ich beschäftige mich mit drei, vier großen Stoffen.“ Viel verraten will er nicht. „Jugend in der DDR“ ist eines der Projekte, ein utorenteam schreibt bereits ein Drehbuch dazu. Ein anderes beschäftigt sich mit der Frage, die Dittrich die ganze Zeit umtreibt: Wo stehen wir heute? Seine ntwort: „ lles steht auf nfang. Wir brauchen eine neue Formel, ein neues Sommermärchen, das uns eint. Wie 2006.“